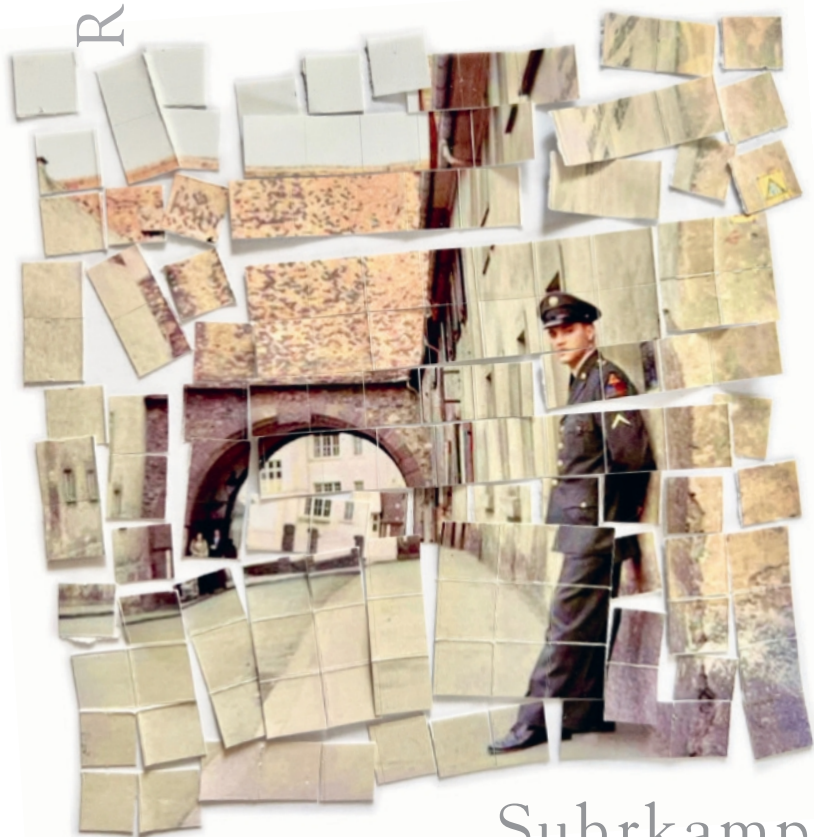


Andreas Maier Die Heimat

Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5423

Anfang der siebziger Jahre wirkt der einzige Italiener an der Schule wie ein außerirdisches Wesen. In den Achtzigern sind es die Türken, die zum ersten Mal die Tische vor die Wirtschaft stellen. Während die Wetterauer den ersten Döner im Landkreis als Widerstandsnahrung feiern, erobert der lange verschwundene Hitler den öffentlichen Raum in Funk und Fernsehen. In den Neunzigern träumt der Erzähler seinen großen Traum vom Wetterauer Land, verschwindet allerdings erst mal mit seiner Cousine unter einer Bettdecke am Ostrand der neuen Republik, während im Ort immerhin der Grundriß der 1938 niedergebrannten Synagoge wiederhergestellt wird. Aber noch im neuen Jahrtausend, als die ganze Republik ständig den Begriff »Heimat« diskutiert, will niemand vom früheren Leben in der konkreten Heimat wissen, als es die noch gab, die es seit ihrer Deportation nicht mehr gab.

»Man soll die Heimat nicht denen überlassen, die mit ihr nur herumtümeln wollen.« *Neue Zürcher Zeitung*

»*Ortsumgehung* ist ein elegisches Großwerk im Geiste Marcel Prousts.« *Der Spiegel*

Andreas Maier wurde 1967 im hessischen Bad Nauheim geboren. Er studierte Altphilologie, Germanistik und Philosophie in Frankfurt am Main und ist Doktor der Philosophie im Bereich Germanistik. Er lebt zurzeit bei Frankfurt am Main.

Bisher erschienen von *Ortsumgehung*: *Das Zimmer* (st 4303), *Das Haus* (st 4416), *Die Straße* (st 4567), *Der Ort* (st 4689), *Der Kreis* (st 4829), *Die Universität* (st 5063), *Die Familie* (st 5144), *Die Städte* (st 5247).

Andreas Maier
Die Heimat
Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2024
suhrkamp taschenbuch 5423
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung und Illustration:
Hermann Michels und Regina Göllner,
unter Verwendung eines Fotos von
Elvis Presley, Bad Nauheim, März 1959
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47423-5

www.suhrkamp.de

Die Heimat

Edgar Reitz gewidmet

»Früher ging die Straß von Dorf zu Dorf zu Dorf. Heut
geht sie dran vorbei.«

Glasisch (*Heimat*)

»Wir sind die Kinder der Schweigekinder.«

Buchhändlertochter (*Ortsumgehung*)

Die Heimat ist an einer Pißrinne geboren. Bei mir steht sie an Stelle Nummer 9. Draußen bauen sie die Ortsumgehung und planieren die Gegenwart in die Vergangenheit. Du schreibst dagegen deine eigene *Ortsumgehung*. Der Zettel mit den elf Titeln hängt dem Schreibtisch gegenüber an der Wand. Du umgehst im Zimmer deines verstorbenen Onkels noch einmal die Orte deiner Vergangenheit, die verschwinden, und nimmst auf diese Weise Rache an den Planern und Erbauern der B3a. Du setzt der Friedberger Ortsumgehung ein schwarzes Denkmal. Du setzt deiner Heimat ein schwarzes Denkmal. Ein Denkmal in elf Büchern. Heimat ist ein schwarzer Begriff.

Nun steht sie bald vor der »Vollendung«, diese Straße mit ihren Zubringern und Schluchten und Schneisen und Kurven und Kreisel, die sie überall in die Landschaft geschlagen haben. Bald werden ganz neue Stadtgebiete an ihren Zubringern entstehen, von hier bis Bad Vilbel, und dann werden dort neue Menschen wohnen. Für sie wird al-

les normal sein und so, als sei es von jeher. Sie werden diese Straße befahren wie jede andere Straße, die sie in ihrem Leben benutzt haben. Sie werden auf dieser Straße nach Frankfurt fahren und um Friedberg nur noch herum. Genau genommen könnten sie die Ortsumgehung *Heimat* nennen. Die Ortsumgehung, ihr Auto, ihr Eigenheim und ihren Carport. In Friedberg werden sie nur noch schlafen. Sie werden nicht einmal die Bindernagelsche Buchhandlung kennenlernen. Meine *Heimat* buchhandlung.

Du selbst mußt dich beeilen, wenn du noch rechtzeitig fertig werden willst. Dafür mußt du noch einmal zurück! An den Anfang der Begriffe.

SIEBZIGER

Das Wort Heimat habe ich in meiner Kindheit in Friedberg und Bad Nauheim selten gehört. Bezogen auf meine Herkunft und die nähere Umgebung wurde es gar nicht benutzt. Selbst mein geburtsbehinderter Onkel J., der Heimatsendungen ebenso wie Volksmusik liebte und in seinem lädierten Kopf voller patriotischer Gefühle war, wurde zwar rührselig, wenn er das Wort »daheim« hörte, womit er sein Zuhause, die Familie, vielleicht seine Kneipen und noch die umliegenden Wälder inklusive Forst- und Jagdhaus meinte. Aber von Heimat sprach er nicht. Es gab keinen Grund dazu.

Heimat wurde fast ausschließlich im Zusammenhang mit anderen, d.h. fremden Menschen verwendet, die zwar in unserer Stadt wohnten, aber nicht von dort stammten.

Damals gab es eine Gruppe Menschen, die zwar zum Stadtbild gehörten, aber dennoch als nicht wirklich zugehörig galten. Sie waren nicht absolut fremd wie die Italiener, Türken oder Ru-

mänen, aber sie wurden eher geduldet als akzeptiert und schon gar nicht als gleichwertige Gesellschaftsmitglieder angesehen. Einige von ihnen wohnten im Karl-Wagner-Haus und hatten dort ein Bett und einen Spind.

Ich rede nicht von den »Seltsamen« bzw. denen, die »anders« waren. Mein Onkel J. etwa war seltsam und anders (so wurde das damals ausgedrückt). Er wurde als Kind stets verprügelt, hatte abstehende Ohren und kam in der Schule nie mit. Oder der Sohn vom Metzger Blum, der immer knatternd auf seinem Mofa herumfuhr, und stets rannte ihm der hauseigene kleine Mischlingshund hinterher. Wenn man über den Sohn vom Metzger Blum sprach, machte man grundsätzlich die wischende Handbewegung vor dem Kopf, um anzuzeigen, daß bei ihm da oben, ebenso wie bei meinem Onkel, etwas nicht stimme.

Bezeichnend, daß mir mein Onkel und der Sohn vom Metzger Blum einfallen, obwohl mir vielmehr eine Gruppe im Sinn lag, die im Gegensatz zu den beiden nichts mit geistigen oder körperlichen Gebrechen zu tun hatte. Aber offenbar wurde auch diesen Menschen ein ähnlicher Rang in der Friedberger Stadtgesellschaft zugewiesen. Man schleppte sie mit durch, tat ihnen zwar kei-

nen Zwang an, aber sie waren das fünfte Rad am Wagen. Es handelte sich um die Heimatvertriebenen.

Natürlich verstand ich noch nicht, warum diese Menschen so eingeordnet wurden, das Wort blieb seltsam fremd im Raum stehen. Einiges war auffällig: Sie trugen schlechtere Kleidung, wirkten aus der Zeit gefallen, ich verbinde sie im nachhinein immer mit Sommer, Hitze und Sonnenlicht. Einen sehe ich vor mir in einem dieser Siebzigersommer, die Luft flirrt in der Stadt, er steht vor unserem Gartenzaun und fragt, ob es Arbeit für ihn gebe. Er trägt einen alten Anzug und legt das Sakko trotz Hitze nicht ab (das tut er erst, wenn er an die Arbeit geht). Alle von ihnen tragen in meiner Erinnerung diese Anzüge, grau, manchmal braun, zerbeult, abgetragen. Und sie haben einen Hut auf, immer den gleichen kleinen speckigen Herrenhut mit winziger Krempe, damals für mich, das Kind, ein untrügliches Zeichen von Armut.

Der Mann machte eine Weile Gartenarbeiten bei uns. Aber nach einigen Wochen wollten meine Eltern ihn nicht mehr beschäftigen. Er könne ihm keine Arbeit geben, sagte mein Vater jetzt, wenn der Mann vor dem Gartenzaun stand. Noch eine

Weile kam der Mann trotzdem immer wieder und fragte. Obgleich er kaum hundert Meter von uns in der sogenannten Siedlung wohnte, legte man mir nahe, nicht weiter mit ihm zu sprechen. Später ging das Gerücht, er habe geklaut.

Natürlich war es ein Klischee, mit dem ich aufwuchs. Es war das Flüchtlings- und Ostausiedler-Klischee. Nur wußte ich das nicht. Dieses Klischee war für meine ersten Lebensjahre noch ganz typisch.

Und es stimmte so auch gar nicht. Es können unmöglich alle Heimatvertriebenen gleich ausgesehen haben. Überdies hatten auch einige alte Friedberger, ich meine also: Eingeborene, dieselbe Erscheinung, die gleichen Anzüge, den gleichen Hut. Heute weiß ich zudem, daß es eine Menge Leute aus dem Osten gab, die überhaupt nicht als solche zu erkennen waren und ein ganz »normales« soziales Leben führten. Das Wort Ostausiedler wurde aber stets für jene Klischeegruppe der einsamen Männer verwendet, man tuschelte es hinter vorgehaltener Hand. In dem Klischee war der Übergang vom alleinstehenden Heimatvertriebenen zum Tagelöhner und Bittsteller fließend. Daß wir alle in diesen Leuten unsere jüngere Vergangenheit vor uns hatten, davon war für

mich nichts zu ahnen, es wurde nicht thematisiert. Geschichte wurde überhaupt nicht thematisiert, zumindest nicht die neuere. Nicht einmal die Geschichte des Grundstücks, auf dem ich aufwuchs, wurde thematisiert. Daß es in der Stadt keinerlei Juden gab, konnte gar nicht auffallen, da niemand darüber sprach. Alles wurde im unklaren gelassen. Wir Kinder wuchsen in völliger Geschichtslosigkeit auf, alle taten so, als sei alles schon immer so gewesen, wie es zu der Zeit, also Anfang der siebziger Jahre, war.

Im Kino hatte man in den Jahren vor meiner Geburt noch hauptsächlich Heimatfilme gesehen. Inzwischen waren sie im Fernsehen angekommen. Die Filme spielten nicht bei uns zu Hause in der Wetterau, sondern meist in bayerischen oder böhmischen Wäldern. Die Guten wirkten in diesen Filmen stets ausgesprochen arisch, die Bösen eher dunkel und verwildert. Von diesen Filmen, die mein Onkel J. liebte, ging eine grenzenlose Langeweile und Ödnis aus.

Noch fremder als die heimatvertriebenen Ostaussiedler waren die »Ausländer«. In meinem Grundschuljahrgang gab es genau zwei Ausländer. Dieses Wort grenzte messerscharf und ohne jeden Zweifel die Entitäten ab. Entweder man war Deut-

scher (inklusive Ostaussiedler), oder man war Ausländer, etwas anderes gab es nicht, wie bei einem logischen Axiom (*tertium non datur*). Bei uns war der eine Ausländer ein Junge, der andere ein Mädchen (sprachlich machte man keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern, alles war grundsätzlich männlich).

Mit dem ausländischen Jungen war ich längere Zeit in einer Klasse zusammen. Er sprach Deutsch wie alle anderen, sah aber eindeutig ausländisch aus, war auffällig schwarzhaarig und hatte einen vergleichsweise dunklen Teint, wie die eine Gruppe aus den Heimatfilmen. Seine Eltern sprachen nur gebrochen unsere Sprache. An der Schule gingen sie davon aus, wessen Eltern so radebrechten, der könne nicht besonders beschlagen sein. Die einen Lehrerinnen meinten daher, dem Jungen eine besondere Aufmerksamkeit und Förderung widmen zu müssen, andere hatten eine gewisse Gehemmtheit oder Vorurteile ihm gegenüber. Der einzige Lehrer in unserer Klasse, er unterrichtete im Fach Werken, pflegte einen geradezu glatten, schleimigen, ironischen Umgang mit dem Jungen, als halte er ihn ganz grundlegend für einen kommenden Schwerverbrecher.

Ein anderes Wort für »solche wie ihn« oder »so

was wie ihn« war Gastarbeiterkind. Ich wußte nicht einmal, wo in Friedberg mein Klassenkamerad wohnte. Keine Ahnung, ob er Freunde hatte. Auf dem Pausenhof wurde er nicht gemieden, ihn umstrahlte aber eine Aura von Distanz. Er war eben anders als wir. Das bedeutete keine Ablehnung, aber verursachte eine Hemmung, andererseits eine gewisse Übertriebenheit im Umgang mit ihm. Es kostete immer Überwindung und war gleichsam verlockend abenteuerlich, wenn man etwas mit ihm zu tun hatte, ähnlich vielleicht, wie wenn man auf dem Pausenhof zu einem Mädchen hinging, für das man sich interessierte. Irgendetwas prickelte dann, der Boden unter den Füßen wurde weich.

Unser Schulkamerad hatte ein für uns nicht vorstellbares Leben. Fremde Sitten zu Hause sicherlich, eine andere Sprache, ein anderes Verhältnis der Familienmitglieder untereinander, überhaupt ein anderer Begriff von Familie und Gesellschaft. Ob er in Begriffen wie Treue, Stolz, Ehre dachte? Es gab damals einige offensiv deutschtümelnde Jungs auf dem Schulhof, sie waren Berufsschüler, deutlich älter als wir und brachten solche Begriffe ins Pausengespräch: Treue, Stolz, Ehre. Manche trugen in ihren Portemonnaies NPD-Aufkleber.